

KULINARISCHE VIELFALT IM SPIEGEL DER WORTFELDER

Der Volkskundler Abraham Moses Tendlau betont in seinem Werk «Sprichwörter und Redensarten deutsch-jüdischer Vorzeit», dass die irdischen und himmlischen Bedürfnisse beide befriedigt sein wollen. Das dokumentiert die Sprache klar.

Christoph Gutknecht

Wenn jemand beim Essen schüchtern tat, hiess es: «Wer sich charpent zu esse, um zu ore, is hier und dort verlore.» In dem schönen Sprichwort ist das jiddische Verb sich charpenen – mit deutscher Endung – vom hebräischen cherpah (Scham) abgeleitet, das verballhornte oren deutet auf das lateinische orare (beten). Neben dieser Lebensregel, die auch schon in Moritz Blass' Sammlung Jüdische Sprichwörter (Leipzig 1857) in der Wendung «Wer sich schämt zu essen und zu oren (beten), ist in der ganzen Welt verloren» auftauchte, hält das Deutsche etliche kulinarische Ausdrücke mit jiddischen Wurzeln bereit, teils in lustige Reime gekleidet.

Zwei Sprachen, gleicher Spruch

Den Satz «Essen, Trinken, Slafengan: die Arbeit Dütschheren han» wies der Heidelberger Oberbibliothekar Josua Eiselein (1791–1856) bei seinen Sprichwörtern und Sinnreden des deutschen Volkes in alter und neuer Zeit (Freiburg 1840) dem Volksmund zu. Doch statt jenes schlichten Diktums zitierte Kafkas Hebräischlehrer Jiří Mordechai Langer in der Schrift Das jüdische Ideal der körperlichen Arbeit und seine Schicksale (1928/29) den «ironisch gemeinten Spruch des reichsdeutschen Jargons: Achele, bachele, böfe is die beste meloche (Essen, trinken, schlafen ist das beste Handwerk).» Den gilt es zu interpretieren: Werner Weinbergs Arbeit über die

Reste des Jiddischdeutschen (Stuttgart 1973) lässt offen, ob bacheln und bofen als «bedeutungsloser Reim oder Alliteration gelten», doch bofen dürfte, wie das dialektale pofen, für schlafen stehen. Bacheln deutet Tendlau als «bechern, vom

«Emene Achelpetjer sinn aach zwei Stick Kuche nit zu vill»

lateinischen poculum, Pokal», Ingeborg-Liane Schack rückt in Der Mensch tracht un Got lacht (Mainz 1977) die Variante bajchelen zu den deutschen Verben picheln beziehungsweise pitschen.

Es bleibt das etymologisch reizvolle Verb acheln – für das Grimm'sche Wörterbuch «ein aus der jüdischen und Gainersprache entnommenes Wort», das uns schon 1572 in Johann Fischarts frühneuhochdeutschem Werk Aller Praktik Grossmutter begegnet: «wann sie den Hans von Geller (= das grobe Brot) nicht acheln mögen».

Bis heute steht das über das Rotwelsche in die Umgangssprache gelangte Lexem – vor allem im Berlinischen, Hessischen, Moselfränkischen, Pfälzischen, Rheinischen und Wienerischen – für «tüchtig/mit Behagen essen». Es leitet sich vom jiddischen achilen her, das auf das heb-

räische Verb a'chal (essen) und das Deverbativ achi'lah (Mahlzeit) zurückgeht. Zum jiddischen Wortfeld gehört neben dem Achler (dem Fresser) auch der Achelpeter (der Vielfrass): Er taucht bei Auricher, Eichstetter und Engadiner Juden auf – bei letzteren heisst es: «Emene Achelpetjer sinn aach zwei Stick Kuche nit zu vill.» Im Rotwelschen ist der Achelpeter ein Armenhäusler, dem es an Achelkies (Verpflegungsgeld) für das Acheliniken (Essen) und die Achelsore (Esswaren) fehlt.

Ein Wort mit Humor

Literaten und Linguisten nutzten das Acheln gern für ihre Spässe: «Lass uns nach dem langen Reisen hier ein wenig ruhn und acheln», heisst es in Karl Immermanns Lustspiel «Die Verkleidungen» (1828). Kurt Tucholsky witzelte als Theobald Tiger 1929 in der Weltbühne bei der Persiflage deutschen Vereinslebens: «Der Igel sass stumm, ohne zu acheln und sträubte träumerisch seine Stacheln.» Der populäre Nachkriegsautor Stefan Andres fragte im Roman Der Knabe im Brunnen (1953): «Willste hören die Spitzmäus' acheln?» Und auch dem Hebraisten Werner Weinberg war der kecke Schüttelreim nicht fremd: «Was nützt mir ein Kachelofen, kann ich mir nichts zum Acheln kofen.» ■

«ACHELE»



&

«BACHELE»

